

Detlef Horster

Auf der Suche nach dem Glück

Unterschiedliche Verwendungsweisen des Begriffs ‚Glück‘

Es gibt unterschiedliche Verwendungsweisen des Begriffs ‚Glück‘. Wir sprechen davon, dass man Glück gehabt hat, den Zug gerade noch erreicht zu haben. Jemand anders erzählt, dass er mit dem neuen Partner sein Glück gefunden hat. Das ist etwas jeweils ganz anderes. In unserer Sprache heißt alles das stets ‚Glück‘. Wir differenzieren im Deutschen nicht. Andere Sprachen unterscheiden: Im Griechischen meint die erstgenannte Form des Glücks ‚eutychia‘ und die zweite ‚eudaimonia‘. Auch die Lateiner unterschieden ‚fortuna‘ und ‚beatitudo‘, ebenso wie heute die Engländer ‚luck‘ und ‚happiness‘ unterscheiden und die Franzosen ‚la bonne chance‘ und ‚le bonheur‘.

Wir müssen noch weitere Unterschiede machen: Wir sprechen vom Glück und vom Glücksgefühl. Von dem Glück in der eben genannten zweiten Verwendungsweise werde ich sprechen, somit nicht davon, dass wir gerade noch mal Glück gehabt haben, nicht unter dem Auto gekommen zu sein. Das Glücksgefühl ist ein positives, auf einen selbst bezogenes Gefühl, das sich bei verschiedenen Gelegenheiten, die wir uns noch anzusehen haben, einstellt.

Glück in der antiken Philosophie

Wir müssen noch weitere Unterscheidungen treffen. Im Gegensatz zur heutigen Philosophie haben sich die antiken Philosophen ganz ausführlich mit dem Glück beschäftigt. Ja, so weit ich sehe, gab es keinen einzigen antiken Philosophen, der das nicht getan hätte. Woran liegt

das? Man hatte seinerzeit ein anderes Philosophieverständnis als heute. Philosophie war in der Antike Lebensberatung. Heute ist jeder einzelne Mensch für seine Glücksbeschaffung selbst verantwortlich. Die Gegenwartphilosophen analysieren, was der Fall ist. Damit kann jeder einzelne Mensch etwas anfangen, wenn er will, oder nicht. Man ist jedenfalls für ein geglücktes Leben nicht auf den Rat von Philosophen angewiesen. Ganz im Gegensatz zur Antike, in der die Philosophen durch Übungen den Menschen zum Glück verhelfen wollten. Noch heute beziehen sich Philosophen auf die antiken Vorbilder und betrachten ihr Geschäft als Lebensberatung, wie Wilhelm Schmid mit seinem kleinen Büchlein „Glück. Alles, was Sie darüber wissen müssen, und warum es nicht das Wichtigste im Leben ist“. Aus dem Grunde ist es unabdingbar, dass wir uns zunächst mit der antiken Philosophie bekannt machen.

a) Glücksübungen

Bei den Übungen, die in der Antike das Glück bringen sollten, kann man vier Methoden unterscheiden, die literarische, die dialogische, die monologische und die imaginative. Die *literarische* bestand in bestimmten Techniken des Lesens und Schreibens; die *dialogische* im Lehrgespräch zwischen Meister und Schüler. Die *monologische* Methode besteht in häufigen philosophischen Selbstgesprächen; oft werden dabei Aussprüche von bedeutenden Philosophen auswendig gelernt und wiederholt. Die *imaginative* Methode zuletzt sollte gezielt Vorstellungen hervorrufen, die die „Emotionen, Einstellungen, Phantasien und Träume zu beeinflussen versuchte“ (Horn 1998, 38).

b) Ziel der Glücksübungen

Was war das Ziel solcher Übungen, die in der Antike zur Glücksfindung empfohlen wurden? Man kann sie in fünf Gruppen einteilen und therapeutische, sensibilisierende, moralische, intellektuelle und spirituelle Übungsziele unterscheiden (vgl. Horn 1998, 40).

Das *therapeutische* Ziel beispielsweise bestand darin, falsche Einstellungen, die die Menschen hatten, zu überwinden. Das ist nicht so ganz verschieden von den Zielen der Psychotherapie. Leute, die in

hoffnungsloser Gier dem Glück nachjagten, sollten dazu gebracht werden, einzusehen, dass das nicht der richtige Weg ist, Glück zu erlangen. Man sollte gelassen werden bei der Glückssuche.

Das *sensibilisierende* Ziel bestand darin, die Genuss- und Erlebnisfähigkeit zu steigern. Man sollte erkennen, dass es selbst im Alltag kleine Glücksmomente gibt und zusehen, dass es nicht erforderlich ist, den großen Lottogewinn einzuheimsen, um Glück empfinden zu können. Horaz prägte den klugen Imperativ „Carpe diem!“, „Pflücke den Tag!“ oder besser „Genieße den Tag!“ oder „Sei aufmerksam auf das, was der Tag dir bringt!“

Das *moralische* Ziel bestand darin, sich selbst ermahnen zu können, zur Gewissenerforschung und zum offenen Eingeständnis eigener Fehler fähig zu werden. Seneca führt die vorteilhaften Folgen vor Augen, die eine solche Übung bewirkt: „Was kann es Schöneres geben als diese Gewohnheit, den ganzen Tag zur Prüfung an sich vorüberziehen zu lassen? Und was für ein Schlaf folgt auf diese Selbstschau, wie ruhig, wie tief und frei, wenn die Seele entweder ihr Lob oder ihre Mahnung erhalten hat und als ihr eigener geheimer Beobachter und Richter sich Rechenschaft gegeben hat über ihr sittliches Verhalten?“ (nach Horn 1998, 42).

Das *intellektuelle* Ziel war die Begriffsschärfung. Es sollten die alltäglichen Begriffe von Glück, Gerechtigkeit oder Tugend nicht mehr völlig unbewusst und unreflektiert gebraucht werden.

Das *spirituelle* Ziel kommt uns heute wahrscheinlich fremd vor. Es bestand darin, die gesamte Persönlichkeit zu transformieren in Richtung der Göttlichkeit; heute würden wir vielleicht sagen, in Richtung auf Vollkommenheit.

c) Was ist Glück? Die Inhalte des Glücks

Wenn wir uns die Übungen und die Ziele ansehen, so kann man schon die Vermutung haben, dass das Glück darin besteht, zu philosophieren, zu reflektieren und nachzudenken. Aristoteles war zwar der Auffassung, dass jedermann nach dem Glück strebe, doch was ist das Spezifische des Glücks? Wir wollen uns die Antworten der drei bedeutendsten Philosophen der Antike ansehen, deren Namen jedermann geläufig sind: Sokrates, Platon und Aristoteles.

Sokrates behauptet die Identität von Moral und Glück, wenn er im *Gorgias* in der Unterredung mit Polos sagt: „Wer rechtschaffen und gut ist, der, behaupte ich, ist glücklich, sei es Mann oder Frau; wer aber ungerecht und böse ist, ist elend“ (470e). In diesem Zusammenhang wird der bekannte Ausspruch des Sokrates verständlich, dass es besser ist, Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun (*Gorgias* 469c). Wie erlangt man nun ein glückseliges Leben? Durch ein – wie ich schon sagte – reflektiertes, philosophisches, ein an der Vernunft orientiertes Leben. ‚Eudaimonia‘ heißt Glück im Griechischen, was soviel bedeutet wie, von einem guten Geist beseelt zu sein (vgl. Horn 1998, 65).

Wer kann eigentlich von einem guten Geist beseelt sein? Sind es die, die über Reichtum verfügen, oder steht der Weg zum Glück allen offen? Bei den antiken Philosophen herrschte die Meinung vor, dass man zum Glücklichen kein Geld braucht, ja dass es eher schädlich ist, auf dem Weg zum Glück. Die richtige philosophische Einsicht ist die Voraussetzung dafür, Glück erlangen zu können. Die philosophische Einsicht erlaubt es nämlich, zwischen gerecht und ungerecht zu unterscheiden (*Apologie* 28b).

Es muss erstaunen, dass Sokrates, der vorher von Moral und der Identität von Moral und Glück sprach, nun unvermittelt von Gerechtigkeit spricht. Das ist für uns heute erklärungsbedürftig. Im antiken Griechenland verhielt sich jemand moralisch, wenn er tugendhaft lebte. Heute würde man eher davon sprechen, dass jemand motiviert ist, moralisch zu handeln. In der griechischen Philosophie war von der Gerechtigkeit vor allem als einer Tugend des einzelnen Menschen die Rede. Für *Platon* war es kein Problem, darüber hinaus ein Gemeinwesen als gerecht oder ungerecht zu charakterisieren, denn für ihn bestand der Unterschied zwischen Mensch und Gemeinwesen nur in der Größe. Es sei für seine Analyse einfacher, dasselbe in großen Buchstaben zu lesen und „nachdem wir diese zuerst gelesen, dann erst die kleineren zu betrachten, ob sie wirklich dieselben sind“ (*Politeia* 368d).

Der Mensch sollte nach dem Vorbild des Gemeinwesens, in welchem Lehrstand, Wehrstand und Nährstand zusammenwirken, seine Elemente Kopf, Herz und Bauch in Harmonie bringen. Dazu diene ihm die Gerechtigkeit. Sie war nach Platons Ansicht sowohl die höchste Tugend eines einzelnen Menschen wie die Eigenschaft einer guten Gesellschaft. Gerechtigkeit ist eine der vier Generaltugenden, die zudem Grundlage der drei anderen Generaltugenden ist, die jedoch je-

weils einem der Stände oder einem der Seelenteile des einzelnen Menschen zugeordnet sind: die Weisheit dem Lehrstand oder dem Kopf, die Tapferkeit dem Wehrstand oder dem Herzen und die Besonnenheit dem Nährstand oder dem Bauch. Gerechtigkeit sollte die Tugenden in Harmonie bringen. „Die Tugend der Seele sei Gerechtigkeit, ihre Schlechtigkeit aber sei die Ungerechtigkeit“ (*Politeia* 353e). Damit haben wir erfahren können, warum Sokrates Moral und Gerechtigkeit synonym verwendete.

Für *Platon* ist außerdem klar, dass derjenige, der gerecht ist, zugleich glücklich ist. Von den Sophisten wurde dagegen eingewandt, dass Gerechtigkeit keinen Eigennutzen hätte, sondern nur zu fremdem Vorteil führe, und der Gerechte deshalb nicht glücklich sein könne. Dem tritt *Platon* entgegen: Ein gerechtes Leben bringe immer Vorteile. Warum? Es ist die seelische Harmonie, die derjenige erfährt, der gerecht lebt. Gerechtigkeit ist dasjenige für die Seele, was die Gesundheit für den Körper ist. Und andersherum ist die Ungerechtigkeit das für die Seele, was die Krankheit für den Körper ist (vgl. *Politeia* 444c). Man kann das dahingehend verstehen, dass die Gewissensbisse, die man hat, wenn man ungerecht handelt, die Krankheit der Seele sind. Wenn die Menschen gerecht sind, sind sie seelisch gesund. Die Identität von Glück und Gerechtigkeit ist für die antiken Philosophen zugleich das höchste Gut, das also, wonach alle streben.

Mit dieser bekannten Sentenz beginnt *Aristoteles* seine *Nikomachische Ethik*: „Jede Handlung und jeder Entschluss, scheint ein Gut zu erstreben, weshalb man das Gute treffend als dasjenige bezeichnet hat, wonach alles strebt. [...] Wenn es nun ein Ziel des Handelns gibt, das wir seiner selbst wegen wollen [...], so muss ein solches Ziel offenbar das Gute und das Beste sein“ (EN 1094a).

„Als zentrales Gut erscheint bei *Aristoteles* nicht anders als bei *Platon* die theoretische Existenz (*bios theôrêtikos*), also besonders das Leben des Philosophen, sowie sekundär eine moralisch-politische Lebensführung. Ganz abgelehnt wird dagegen ein genußorientiertes Leben (*bios apolaustikos*) sowie ein geldorientiertes Leben (*chêmatistês bios*)“ (Horn 1998, 79). Wir sehen, dass *Aristoteles* zum einen der Auffassung ist, dass sich Reichtum eher schädlich auswirkt beim Streben nach dem Glück. Wenn er heute vom Schicksal einiger Lottomillionäre erführe, würde *Aristoteles* sich bestätigt fühlen. Weniger unmittelbar einzusehen ist, warum zum anderen eine moralisch-politische

Lebensführung bei Aristoteles hinter der theoretischen Lebensführung den zweiten Platz einnimmt. Das hat folgenden Grund: Um eine moralische Haltung einnehmen zu können, z.B. großzügig sein zu können, bedürfe man eines weiteren. Man brauche dazu Geld. Das ist ein Nachteil der ethischen Tugend im Gegensatz zur theoretischen, dass sie von anderem abhängig ist, sagt Aristoteles.

Noch mehr: Aristoteles grenzt in der *Nikomachischen Ethik* das Spezifische des menschlichen Lebens zunächst vom Leben anderer Wesen, der Pflanzen und der Tiere, ab. Das Abgrenzungskriterium ist für ihn die Vernunft. Der Mensch ist im Gegensatz zu anderen Lebewesen ein vernunftbegabtes Wesen, ein *zoon logikon* oder *animal rationale*. Als solches strebt es nach dem höchsten Gut, das ebenso wie bei Platon identisch mit der Glückseligkeit ist. Die Glückseligkeit wird erstrebt neben allen anderen Tätigkeiten des Menschen, als die Tätigkeit, die die spezifisch menschliche Tätigkeit ist, in der er sein Menschsein verwirklicht. Der Mensch verfügt über zwei Vermögen. Beide Vermögen, die Sittlichkeit und die Vernunft, gehören zusammen. Doch die Sittlichkeit wird von der Vernunft angeleitet. Wer denkend tätig ist und sich von der Vernunft anleiten lässt, demzufolge philosophiert, kommt dem, was die spezifisch menschliche Tätigkeit ist, am nächsten. Die theoretische Tätigkeit ist die dem Menschen höchste. „Somit wäre der Weise auch aus diesem Grund der Glücklichste“ (EN 1179a 32). Denn „die vollkommene Glückseligkeit ist eine Denktätigkeit“, sagt Aristoteles (EN 1178b8). Darum sagt der Volksmund: „Der Weise trägt sein Glück bei sich.“

Wenn die Menschen in ihren Handlungen nach dem Guten und Besten streben und dieses das Ziel aller menschlichen Handlungen ist, so muss es ein für alle Menschen einheitliches Endziel geben. Dieses Endziel ist das höchste Gut. Es wird von Aristoteles definiert „als Endziel schlechthin und als schlechthin vollendet, was allezeit seinetwegen und niemals eines anderen wegen gewollt wird. Eine solche Beschaffenheit scheint aber vor allem die Glückseligkeit zu besitzen. Sie wollen wir immer wegen ihrer selbst, nie wegen eines anderen, während wir die Ehre, die Lust, den Verstand und jede Tugend zwar auch ihrer selbst wegen wollen [...], doch wollen wir sie auch um der Glückseligkeit willen in der Überzeugung, eben durch sie ihrer teilhaftig zu werden“ (EN 1097a–b). Die Glückseligkeit stellt sich somit als das Allerbegehrtesten dar. Alles andere ist mit ihr unvergleichbar.

Die Glückseligkeit stellt sich als das Vollendetste dar, als das Endziel allen Handelns. Man kann zwar anderes anstreben, doch dahinter steht immer das Begehren, das Glück zu erlangen.

Glück und Philosophie heute

Christoph Horn hat die treffende Unterscheidung von Erfüllungs- und Empfindungsglück eingeführt (vgl. Horn 1998, 108), um den Unterschied zwischen antiken und modernen Glückskonzeptionen in der Philosophie zu charakterisieren. Glücksempfinden ist ein äußerst subjektives Gefühl. Ich habe beispielsweise als Kind in Trümmergrundstücken gespielt. Alles um mich herum war trist und grau. Doch auf den Erdhügeln in den Trümmergrundstücken wuchsen die anspruchlosen Löwenmäulchen. Die waren für mich ein Vorschein auf eine andere, eine buntere Welt. Bis heute ist es so, dass ich angesichts von Löwenmäulchen Glück empfinde. Was können wir daraus schließen? Das Glücksempfinden ist höchst subjektiv. Für andere Menschen ist das Löwenmäulchen lediglich eine Blume neben anderen.

Bestimmte Menschen haben darüber hinaus eine höhere Disposition, Glück zu empfinden als andere. Wir sind ja keine leeren Eimer, in die Glück einfach eingefüllt werden könnte, wie der amerikanische Philosoph Robert Nozick so treffend feststellt (vgl. Nozick 1991, 111). Diese unterschiedlichen Dispositionen eines Menschen muss man berücksichtigen, wenn man vom Glücksgefühl spricht. Ein und derselbe äußere Zustand, beispielsweise eine blühende Frühlingswiese, kann dem einen ein Glücksgefühl bereiten, dem anderen nicht. Die Dinge und ihre Bewertungen hängen von uns und unserer psychischen Disposition ab. Nozick meint, wenn es denn ein „Geheimnis des Glücks“ geben sollte, dann ist es dieses (vgl. Nozick 1991, 125). Glück ist immer von etwas abhängig, von Bezugspunkten, d.h. davon, ob etwas gelingt, ob man verliebt ist, ob man sich mit einem anderen Menschen gut versteht, ob man eine neue Erkenntnis hat, ob man in einer schönen Umgebung ist, ob das Essen gut ist oder ein Löwenmäulchen sieht. „Das Glück reitet huckepack auf anderen Dingen, die korrekt als positiv bewertet werden. [...] Ohne sie kommt das Glück nicht in Gang“ (Nozick 1991, 123).

Die von den griechischen Philosophen hoch bewertete theoretische Tätigkeit kann ebenfalls dazu führen, dass man Glück empfindet. Ich hatte in der Schule oft Schwierigkeiten, mathematische Zusammenhänge zu erkennen und Mathematikaufgaben zu lösen. Wenn ich dann doch in der Lage war Aufgaben zu lösen, habe ich mich mittags zu Hause hingesetzt, um immer wieder Aufgaben derselben Art zu lösen. Dabei fühlte ich mich glücklich. Hierbei kam das Glück huckepack mit der mathematischen Einsicht.

Geglücktes Leben und Glücksmomente

Von diesen Glücksmomenten, die wir erleben, müssen wir das insgesamt geglückte Leben unterscheiden. Man kann erstens mit dem eigenen Leben *jetzt* zufrieden sein oder zweitens mit seinem Leben als *Ganzem* (vgl. Nozick 1991, 118). Der erstere Fall ist weniger kompliziert. Es gibt zwei grundsätzliche Möglichkeiten, deren erste darin besteht, dass man mit dem ganzen Tag, der hinter einem liegt, sehr zufrieden ist; es ist fast alles gelungen, und man hat in seiner Beziehung oder seiner Arbeit große Fortschritte machen können.

Die zweite Möglichkeit ist die, dass man sich in einem Prozess befindet, in dem man ständig Fortschritte macht. Diese zweite Möglichkeit eines geglückten Lebens ist die Zufriedenheit mit dem Leben als *Ganzem*. „Ein glückliches Leben wird als eines bewertet werden, das insgesamt recht gut ist“ (Nozick 1991, 121). Das wirft die Frage auf, wie man das feststellen kann. Es ist ganz individuell und nur subjektiv zu bestimmen. Um das deutlich zu machen, spricht Dieter Birnbacher von einem Zufriedenheitsparadox (vgl. Birnbacher 1998, 138). Als Zufriedenheitsparadox wird in der Medizin der Sachverhalt bezeichnet, dass sich der Patient anders fühlt, als es seinem objektiven Gesundheitszustand entspricht. Birnbacher berichtet über eine Befragung von 75 Patienten, die eine erfolgreiche Hypertoniebehandlung hinter sich hatten: Danach fühlten sich nur 48% der Patienten besser und 9% sogar schlechter, obwohl die Ärzte bei 100% der Patienten eine Verbesserung ihrer Blutdruckwerte feststellen konnten (vgl. Birnbacher 1998, 141).

Von einem geglückten Leben sprechen wir, wenn sich dabei nicht wenige Glücksmomente einstellen. Man sollte, um die Balance zu wahren

und Zufriedenheit zu erlangen, nur nach der Realisierung der Glücksmomente streben, die in die eigene Lebenskonzeption integrierbar sind.

Gelungenes, geglücktes und gutes Leben

Ein gelungenes Leben muss nicht in jedem Fall ein glückliches sein (vgl. Seel 1995, 123). Ein gelungenes Leben haben wir, wenn wir unseren Lebensplan verwirklichen konnten. Mit zum Lebensplan gehört die Entscheidung darüber, wer wir sein wollen und wie wir von anderen gesehen und behandelt werden wollen. Selbst wenn sich bei der Realisierung unseres Lebensplans nur wenige Glücksmomente einstellen sollten, spricht das nicht unbedingt gegen die Rationalität unserer Lebenswahl (vgl. Nida-Rümelin 1997, 139). Ich will Ihnen dazu eine Geschichte erzählen, die Martin Seel so wiedergegeben hat. Ricks Verzicht auf ein Leben mit Ilsa Lund, gespielt von Ingrid Bergman, in dem Film *Casablanca* von Michael Curtiz ist ein solcher Konflikt zwischen einem gelungenen und einem glücklichen Leben. Rick versprach sich ein glückliches Leben, wenn er mit Ilsa Lund zusammenleben würde. Doch Rick, gespielt von Humphrey Bogart, wäre nicht mehr Rick, würde er sich dafür entscheiden. Dadurch, dass er für Ilsa Lund lügt und die falschen Pässe für sie und den tapferen Victor Laszlo (Paul Henreid) besorgt, bleibt er sich selbst treu (vgl. Seel 1995, 122 f).

Gelingendes Leben wollen wir, glückliches wünschen wir uns und ein gutes Leben haben wir dann, wenn gelingendes und geglücktes Leben in der Balance sind. Das ist nicht immer einfach, denn was im Film vorkommt, gibt es im wirklichen Leben ebenfalls.

Glücksgaranten

Wie kann garantiert werden, dass jedermann glücklich wird und ein gelingendes und somit gutes Leben führt? Im 18. Jahrhundert wurde die philosophische Richtung des Utilitarismus kreiert, die das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl von Menschen garantieren wollte. Der Utilitarismus entstand in einer Zeit, in der er sich als eine sozialrevolutionäre Theorie verbreiten konnte. Vor allem richtete er

sich gegen die zwanghaften viktorianischen Moralgrundsätze (vgl. Williams 1978, 106). Außerdem: „Angesichts der damals bestehenden Konzentration von Macht und Reichtum in den Händen einer dünnen Schicht Privilegierter enthält die in das Kalkül übersetzte Maxime, jeden ohne Unterschied zu berücksichtigen, eine geradezu revolutionäre Gesellschaftskritik“ (Höffe 1981, 46). Der Utilitarismus stimmt „zugleich mit einem allgemeinen Grundzug des Menschen überein [...]: mit dem Streben nach Glück“ (Höffe 2003, 15). Doch der Utilitarismus ist eine Idee und antwortet noch nicht auf die Frage, wie man das Glück jedes Einzelnen garantieren könne.

Dass wir heute eine andere Glückskonzeption haben als in der Antike, wird auf eine völlig andere Staats-, Gesellschafts- und Gemeinschaftsauffassung zurückgeführt. Von Friedrich dem Großen stammt die abgewandelte Sentenz, dass jeder nach seiner Façon glücklich werden könne. Diese Auffassung von Friedrich II. aus dem Jahre 1740 entsprach der sozialen Entwicklung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, denn „der Staat verliert sichtbar die Kontrolle über die Glücksbeschaffung und zugleich wird dem Individuum mehr und mehr zugemutet, sich selbst um sein Glück zu kümmern“ (Luhmann 2000, 207). Im griechischen Stadtstaat hingegen waren die Individuen Bestandteil der Gemeinschaft. „Ein Leben als Einzelner (*idíotes*) war praktisch kaum möglich, schwierig und unvorteilhaft“ (Luhmann 2000, 8). Demnach war zu dieser Zeit die heutige Glückskonzeption undenkbar. Ob heute etwas als Glück empfunden wird, hängt von jedem Einzelnen und seiner subjektiven Bewertung ab.

Nun gibt es dennoch Rahmenbedingungen, die garantieren, dass jeder Einzelne sein Glück realisieren kann. In der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung ist von „the pursuit of happiness“ (das Streben nach Glück) als unveräußerlichem Recht die Rede. Auch der Artikel 28 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte wird so interpretiert (vgl. Pogge 1997, 24). Es geht um die Achtung der einzelnen Staatsbürger. Der Staat garantiert jedem, seine individuellen Wünsche zu verwirklichen und glücklich zu werden. Das bedeutet, dass der Staat dem Einzelnen die Freiheit lässt, seinen Lebensentwurf zu realisieren. Wer seit seiner Kindheit den Wunsch hat, seinen Traummann zu finden, der wird nicht aufgehalten. Wer denkt, er müsse sich ein eigenes Haus mit 280 Quadratmetern Wohnfläche bauen, dem werden keine Steine in den Weg gelegt. Es geht um die Garantie, dass

sich jeder seine individuellen Wünsche erfüllen kann. Ob man dann tatsächlich damit glücklich wird, ist eine andere Frage.

Noch auf andere Weise wird die Glücksrealisierung garantiert. Um das zu erklären, muss man wieder auf einen Unterschied zur antiken Philosophie aufmerksam machen. Eine Einheit von Glück und Moral, so wie in den antiken Glückskonzeptionen, gibt es bei uns nicht mehr. Die Differenz von Glück und Moral konstatierte Immanuel Kant in der Einleitung zu seiner *Grundlegung der Metaphysik der Sitten*. Man kann den Unterschied von Glück und Moral in zwei Fragen kleiden, sodass die Differenz unmittelbar augenfällig wird. Die moralische Frage lautet: „Warum ist man kategorisch verpflichtet, x zu tun?“ (Wingert 1993, 32). Die Glücksfrage hingegen: „Warum ist es gut für mich, x zu tun?“ (Wingert 1993, 33); es ist die Frage nach dem Weg zum Glück. Glücks-Problematiken sind solche, die „die Integrität eines praktischen Selbstverhältnisses stören“, moralische sind solche, die ein „intersubjektives Verhältnis belasten“ (Wingert 1993, 131). Festzuhalten ist: Auf das Glück bezogene Erörterungen betreffen immer das Selbstverhältnis, moralische die Interaktionen vergesellschafteter Individuen. „Während [Glücks-]Probleme sich *mir* stellen, sind moralische Probleme praktische Probleme für *uns*“ (Wingert 1993, 145; Hervorhebungen nicht im Original).

Trotz dieser neuzeitlichen Unterscheidung gibt es einen Zusammenhang von Glück und Moral. Die Moral schützt die Verfolgung des eigenen Lebensentwurfs und befördert die Realisierung des Glücks (vgl. Habermas 1998, 185). Die wechselseitige Achtung ist der Inhalt jeder moralischen Regel. Darum schützt die Moral die Glücksrealisierung eines jeden Einzelnen. Umgekehrt ist es selbstverständlich nicht ins Belieben eines jeden Einzelnen gestellt, bei der Wahl des guten Lebens alle moralischen Aspekte außer Acht zu lassen. Herlinde Pauer-Studer verneint ganz richtig, dass auf der einen Seite zwar die „Momente unserer Personalität einer moralischen Bewertung entzogen sind. [Auf der anderen Seite] ist es [dem ungeachtet] nicht gleichgültig, welche Projekte und individuelle Begehren wir als für unser Leben grundlegend erklären – hier sind uns Grenzen gesetzt“ (Pauer-Studer 1993, 50). Nur innerhalb dieser von der Moral gesteckten Grenzen ist es möglich, seine Lebenswahl vorzunehmen. Insofern zeigt sich ein Wechselverhältnis zwischen Moral und Glück.

In anderer Hinsicht kommen wir der Glückskonzeption der antiken Philosophen ebenfalls recht nahe. Letztere hatten die Glückseligkeit als das schlechthin Gute definiert. Folgen wir nun den Glücksauffassungen, die wir in der Gegenwartsphilosophie gefunden haben, sehen wir, dass sowohl die einzelnen Glücksmomente, die jeder Mensch erlebt, wie der geglückte Tag und ebenso das gelungene und geglückte Leben, das wir als gutes definiert sahen, zum Wohl der Menschen beiträgt. Darum können wir das Gute als das „Zum Wohl der Menschen Beitragende“ definieren. Das könnte man als Glücksdefinition gelten lassen. Doch das Gute ist mehr als das Glück. Es beinhaltet nicht nur das geglückte, sondern auch das gelungene Leben.

Glück und Gerechtigkeit

In der Antike galt, dass nur derjenige glücklich ist, der zugleich gerecht ist. Darum konnte Platon von einer Identität von Glück und Gerechtigkeit sprechen. Das war deshalb möglich, weil sich in der Antike die Gerechtigkeit vornehmlich auf den einzelnen Menschen bezog. Der gerechte Mensch war ein tugendhafter. Seit Kant diskutieren wir Gerechtigkeit nicht mehr primär als Tugend sondern als Eigenschaft der Gesellschaft (vgl. *Metaphysik der Sitten, Rechtslehre* B 154). Darum können subjektives Glücksempfinden und objektive Gerechtigkeit nicht identisch sein. In der Philosophie gibt es heute eine Reihe unterschiedlicher Gerechtigkeitskonzeptionen. Ich nehme darum nur die bedeutendste. Das ist die von John Rawls in seinem epochalen Werk *Eine Theorie der Gerechtigkeit*. Nach Rawls soll Gerechtigkeit die Möglichkeit eröffnen, dass jeder die gleichen Chancen hat, seinen Lebensplan zu verfolgen und glücklich zu werden. Darum wendete er sich in seiner *Theorie der Gerechtigkeit* den politischen und sozialen Institutionen zu und entwickelt eine komplexe Verfahrensgerechtigkeit, die in unserer Gesellschaft zu gerechten Entscheidungen führen sollte. In einem von Rawls konstruierten, fiktiven Urzustand wurden die bekannten Gerechtigkeitstheorien miteinander verglichen, um die beste auszuwählen oder erst zu entwickeln. In diesem Urzustand wissen die Menschen nicht, welche Stellung sie in der Gesellschaft haben werden, ob sie schwarz oder weiß, arm oder reich, sozial privilegiert, begabt oder weniger begabt sind. „Das rechtfertigt die Bezeichnung

„Gerechtigkeit als Fairness“: Sie drückt den Gedanken aus, dass die Grundsätze der Gerechtigkeit in einer fairen Ausgangssituation festgelegt werden“ (Rawls 1975, 29). In diesem Zustand des Nichtwissens wählen die Menschen das Gerechtigkeitsprinzip, das jedem maximal gleiche Freiheiten gewährt und das Ungleichheiten nur dann zulässt, wenn sie „den am wenigsten Begünstigten den größtmöglichen Vorteil bringen“ (Rawls 1975, 226).

Wir sehen, dass in der Gegenwartsphilosophie im Gegensatz zur antiken, in der von der Identität von Glück und Gerechtigkeit ausgegangen wurde, die Gerechtigkeit Mittel zum Zweck der Erlangung des Glücks ist. Die gesellschaftliche Gerechtigkeit hat demnach die Funktion, die individuellen Glücksrealisierungen zu garantieren.

Glück und Geld

Nun komme ich am Ende noch einmal zu dem Thema, das die antiken Philosophen schon angesprochen hatten. Sie waren der Auffassung, dass Reichtum dem Glück im Wege steht. Es gibt empirische Untersuchungen des Allensbacher Instituts, die zu dem Ergebnis kommen, dass es keinen signifikanten Zusammenhang von Glück und Geld gibt. Nach diesen Umfragen schätzen sich 84% der Menschen weltweit glücklich (vgl. Scobel 2008, 268). Wenn wir nun berücksichtigen, dass über eine Milliarde Menschen auf der Erde in absoluter Armut leben, muss es logischerweise selbst in der Not Glücksmomente geben.

Andere bestätigen das eindrucksvoll. Die *Berliner Zeitung* berichtete im November 2000: „Europäische Forschungsreisende der jüngeren Zeit sahen, rochen und fühlten das Elend Bangladeschs und kamen zu dem Schluss: ‚Das ist kein Leben.‘ Aber fragen wir die dürre kleine Frau im zerrissenen Sari, die bei Sonnenuntergang in den Ruinen des uralten buddhistischen Klosters von Paharpur im Nordwesten Bangladeschs hockt. [...] ‚Mir geht es gut, ich esse zweimal am Tag.‘ Zweimal, das ist in der Tat nicht schlecht. Und sie lacht so, dass der Blick auf ihre Zahnstummel vollständig frei ist. Weder Frau Mujahi noch ihr 23-jähriger Sohn Musun haben je ferngesehen, sie wissen nicht, welches Glück Weichspüler für Frotteetücher verheißen oder welches Gefühl von Freiheit eine bestimmte Automarke vermittelt. Wenn sie Geld hätte, würde Frau Mujahi den Sohn verheiraten oder

seine Nachtblindheit behandeln lassen. Aber unglücklich? Nein, nein. ‚Very, very happy‘ sei sie, selbstverständlich, sie lebe ja, und zwar in einer Familie und ‚unter dem großen wunderbaren Himmel‘.“

Doch eines ist jedem Glücksgefühl gemeinsam. Es ist nur temporär, es dauert nie ewig. Selbst bei entscheidenden Ereignissen, wie denen, dass man den Traumpartner gefunden hat, sein Traumhaus gebaut hat oder ähnliches, hält das Glücksgefühl höchstens sechs bis zwölf Monate an, aber nie konstant ein ganzes Leben (vgl. Scobel 2008, 269). Das mögen manche bedauern, indessen ist es in Wirklichkeit ein Grund, darüber erfreut zu sein, denn man stelle sich vor, man wäre immer nur glücklich. Das wäre kaum zu ertragen und im Übrigen könnte man sich niemals auf neues Glück freuen. Und nicht zu vergessen: Glück kommt immer nur huckepack und das meist unerwartet. Es ist demnach völlig zwecklos, das Glück suchen zu wollen.

Literatur

- Berliner Zeitung vom 28. November 2000: Die Glücklichen = <http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2000/1128/none/0002/index.html>, Zugriff: 15. Februar 2009
- Bimbacher, Dieter: Der Streit um die Lebensqualität. In: Joachim Schummer (Hg.): Glück und Ethik. Würzburg 1998, S. 125–145.
- Habermas, Jürgen: Die postnationale Konstellation. Politische Essays, Frankfurt/M. 1998
- Höffe, Otfried: Der Standpunkt der Moral. Utilitarismus oder Universalisierbarkeit. In: Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen (Hg.): Funkkolleg Praktische Philosophie/Ethik. Studienbegleitbrief Nr. 7, Weinheim/Basel 1981, S. 39–59
- Höffe, Otfried: Einleitung. In: Ders. (Hg.): Einführung in die utilitaristische Ethik. 3. Auflage, Tübingen/Basel 2003, S. 7–51
- Horn, Christoph: Antike Lebenskunst. Glück und Moral von Sokrates bis zu den Neuplatonikern, München 1998
- Luhmann, Niklas: Die Politik der Gesellschaft. Hrsg. v. André Kieserling, Frankfurt/M. 2000
- Nida-Rümelin, Julian: Subjektive Wünsche und objektives Wohlergehen. In: Christoph Hubig (Hg.): *Cognitio humana* – Dynamik des Wissens und der Werte. XVII. Deutscher Kongreß für Philosophie Leipzig, 23.–27.9.1996, Vorträge und Kolloquien, Berlin 1997, S. 134–141.
- Nozick, Robert: Vom richtigen, guten und glücklichen Leben. München/Wien 1991

- Pauer-Studer, Herlinde: Moraltheorie und Geschlechterdifferenz. Feministische Ethik im Kontext aktueller Fragestellungen. In: Herta Nagl-Docekal, Herlinde Pauer-Studer (Hg.): *Jenseits der Geschlechtermoral*. Frankfurt/M. 1993, S. 33–68.
- Pogge, Thomas W.: Lebensstandards im Kontext der Gerechtigkeitslehre. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung*. 51. Jg. (1997), S. 2–24
- Rawls, John: *A Theory of Justice*. Cambridge/Mass. 1971; deutsch: *Eine Theorie der Gerechtigkeit*. Übersetzt von Hermann Vetter, Frankfurt/M. 1975
- Scobel, Gert: *Weisheit. Über das, was uns fehlt*, Köln 2008
- Seel, Martin: *Versuch über die Form des Glücks*. Studien zur Ethik, Frankfurt/M. 1995
- Williams, Bernard: *Der Begriff der Moral. Eine Einführung in die Ethik*, aus dem Englischen übersetzt von Eberhard Bubser, Stuttgart 1978
- Wingert, Lutz: *Gemeinsinn und Moral. Grundzüge einer intersubjektivistischen Moralkonzeption*, Frankfurt/M. 1993